

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 170.

Freitag, 3. Juli.

1931.

Heimat in Not / Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(14. Fortsetzung.)

Breitbeinig hatte der Hauptmann dagestanden, die Stirn gerunzelt, den Schnauzbart in den Fingern wirbelnd.

„Es ist ein hartes Ansinnen, was Ihr da an mich stellt, Oheim. Nun hat man sich seit Monden gestreut auf diesen Tag, — da soll er abermals hinausgeschoben werden. Und nun, wo ich die Jungfrau kennen gelernt habe, wird mir ein Aufschieben ja noch viel schwerer.“

Und er sah mit begehrlichen Augen zu Sibylle herüber.

Die stand noch immer regungslos, die Hände ineinander gepreßt, das todblaße Gesicht hingewandt zu den beiden Männern.

Aber weiter sprach der alte Gildenborn: „Sieh, und wie willst Du die Jungfrau schlagen in dieser eifrigen Winterkälte auf dem weiten Wege bis nach Holland hinein? Wenn man Tage um Tage im engen Schlitten sitzen soll, so ist das schon für uns Männer ein saures Stück Arbeit, aber nun erst für ein schwaches Jüngferlein! Den Tod kann sie haben davon. Zumindest eine schwere Erkältungskrankheit. Das ist ja nachher im Frühling alles so viel, viel besser. Auch könntet Ihr Gefahr laufen, von den Franzosen angehalten und böse behandelt zu werden. Da hättest Du Dir nachher bittere Vorwürfe zu machen, wenn etwas passierte.“

Hauptmann Balthasar hatte jetzt seinen alten Oheim stehen gelassen und ging brummend auf und nieder in der Stube.

Dazwischen flog sein Blick immer wieder mit großem Wohlgefallen zu Sibylle herüber.

„Der Teufel hole dies Hin und Her in einem Lande, wo der Krieg nur ewig auf der Pauer liegt! So will ich den Schlitten denn zu morgen wieder abbestellen und wieder mit meinem braven Kornett gen Norden reiten. Aber die alte Frau Emerentia Battenberg wird es mir gar sehr verübeln, wenn ich ihr nicht noch meine Aufwartung mache vorher. Sie hat immer viel auf Sitte und Form gegeben.“

Da jagte Sibylle mit einer Stimme, die sich Mühe gab, fest und sicher zu sein:

„Die Ahne darf nimmer erfahren, daß Ihr überhaupt hier gewesen seid. Herr Balthasar. Sonst könnte sie von all der Aufregung den Schlag bekommen. Euer Oheim, der mich jetzt nach Hause begleitet, wird ihr schonend mitteilen, daß Euer Kommen wegen widriger Verhältnisse hat verschoben werden müssen. Gott wird uns diese Lüge verzeihen.“

Der Hauptmann kraute sich den Kopf.

„Dann muß ich Euch wohl zu Willen sein, liebe Werte Jungfrau. Aber schwer wird mirs, — bitter-schwer. Das könnt Ihr mir glauben. Sonderlich, da ich Euch nun von Angesicht gesehen habe. Aber einen Handkuß darf ich Euch zum Abschied geben? Ist es doch das Geringste, um das ich bitten darf.“

Da kam sie ihm entgegen und streckte ihm frei und herzlich ihre Rechte hin. „Ich danke Euch, Herr Balthasar! O, ich danke Euch viel tausendmal!“

Nun mußte er doch laut lachen.

Und während er ritterlich ihre Rechte an die Lippen führte, sagte er leise:

(Nachdruck verboten.)

„Daß Ihr aber solche Freude darüber empfindet, Jungfrau, und mir so tausendmal dafür dankt, daß ich die Hochzeit verschieben will, — das mühte mich eigentlich kränken. Aber es sei Euch verziehen, dieweil Ihr gar so lieblich seid. Und unser Oheim hat recht, dieser Wintersturm ist jetzt nimmer angetan für weite Reisen. Darum gehabt Euch wohl und vergeßt mich nimmer bis zum Lenz.“

Ernstler als sonst hatten die Weihnachtsglocken über der Stadt geläutet. Sie hallten weithin über den zugefrorenen Rhein bis nach Deutschland hinüber. Hört denn jenseits des Rheins niemand die Glocken klagen von Worms? Von allen Kirchen und Kapellen klingen sie. Und hoch herab vom uralten Dom. Es ist kein frohes Jauchzen darin wie sonst zum heiligen Weihnachtsfest. Es ist fast, als wüßten alle die Glocken, daß sie zum letzten Mal Weihnachten einläuten heute. Still und ernst sind die Wormser zur Kirche gegangen. Still und ernst gingen sie auch in das neue Jahr 1689 hinein. Was wird es ihnen bringen?

Die Befestigung der Stadt Worms sollte gesprengt werden. Niemand hatte daran glauben wollen, obwohl die Franzosen nun schon seit Wochen daran arbeiteten.

Und dann geschah es an einem grauen Februartage um die Mittagsstunde, daß eine ungeheure Detonation die Erde erzittern machte. Alle Fensterscheiben im Wormser Hause zersprangen jä, und die Zinnkrüge fielen von den Simsen. Die Mädchen in der Küche kreischten laut, und Ruhme Dorothee war einfach glatt vom Stuhl gefallen, auf dem sie nährend gesessen. Sibylle wußte nicht, ob sie ihr erst Wasser holen oder erst nach der Ahne sehen sollte, die ganz allein oben war. So befahl sie den Mädchen, die Base fortwährend mit Wasser zu besprengen, und stürzte selber die Treppe hinauf.

Kerzengerade saß die Ahne in ihrem Stuhl, beide Hände um die Lehne gefaßt. „Ich sitze noch hier, Sibylle, und das Wormser Haus steht auch noch. Die paar Fensterscheiben sind ja nicht der Rede wert.“

„Ja, Ahne, aber es werden noch mehr Sprengungen kommen. Und daß es unsicher hier ist, beweist doch schon das Benehmen der Franzosen selber. Unsere ganze Einquartierung hat das Haus verlassen.“

„Umso besser. Dann dürfen wir wieder tun nach eigenem Belieben. Komm Sibylle, bringe mir ein neues Glas Wein, das alte ist verschüttet.“

Aber ehe die alte Frau den von Sibylle geholten Trunk noch an die Lippen führen konnte, erfolgte schon der zweite Knall.

Diesmal noch viel stärker und gewaltiger als der erste. Jetzt kam auch die Jungfer Dorothee in die Stube gestürzt. „Ihr dürft hier oben nimmer bleiben, Ahne, das ist ein Gottversuchen. Es sind schon Ziegel vom Dach gesprungen und das ganze Haus schüttelt von oben bis unten.“

Aber die Ahne antwortet nur: „Das Wormser Haus ist fester gebaut als alle anderen. Steht es nicht schon viele Jahrhunderte auf diesem Platz? Hat es nicht

manchem Kriege und manchem Unwetter stolz getroht? Hätt nimmer gedacht, daß Du so feige wärst, Dorothee Battenberg.“ Und zürnend sah die Ahne der Enkelin in das blass, ängstliche Gesicht.

Dorothee rang die Hände.

„Aber seht doch, Ahne, wie der kalte Wind durch die zersprungenen Fensterscheiben bläst! Wie sollen wir die so schnell wieder heil bekommen?“

Jetzt kam ein solches Krachen von der Befestigungsmauer her, wo just einer der gewaltigen Türme sein stolzes Leben lassen mußte, — daß auch das Wormser Haus in seinen Grundfesten zitterte. Ein Hagel von Steinen regnete aus der Luft, und mit unheimlichem Brasseln wurden gewaltige Steinbrocken bis über das Dach geschleudert.

Schutt, Mörtel und Steine waren durch die zersprengten Fenster mit in die Stube gewirbelt. Die drei Frauen hatten sekundenlang die Augen schließen müssen, weil sie nicht sehen konnten vor Staub.

Es war am Abend desselben Tages.

Dunkel und verlassen lag das Wormser Haus am Ufer des Rheines, der murrend seine schwere Eisdecke trug. Klirrenden, klingenden Schrittes ging der grausame Frost durch die Lande. Kein Windhauch rührte sich. Reglos stand die gewaltige Eiche im Garten der Ahne an der Mauer. Wunderjam groß und nah flimmerten die Sterne über der schlafenden Erde. Schlafend?

Ach nein, in Worms schlief man heute Abend noch nicht. Zu sehr erregt und aufgeschreckt waren die Gemüther der armen Bürger. Als jenseits des Rheines der rote Mond emporstieg hinter den Bergen, sah man dunkle Gestalten hasten und werken an den umgerissenen Mauer- und Turmresten. Weinend mühten sie sich und wühlten in den Trümmerhaufen, denn es waren heute bei der gefährlichen Arbeit 9 Menschen auf einmal erschlagen worden. Wormser Männer, denn die Stadt hatte ja 100 Mann für die Sprengung der eigenen Mauer stellen müssen. Nur sechs hatte man unter dem Mauerwerk hervorziehen können. Es läutete für sie die Sterbeglocke leise und traurig durch die Nacht. Die anderen drei blieben unter dem Schutt liegen, denn es war unmöglich, da heran zu kommen.

In seinem Arbeitszimmer sitzt Johann Friedrich Seidenbender. Er hat den dunklen Kopf in beide Hände gestützt und starrt vor sich hin. Seine Wangen sind hager geworden und sein Blick ist schwer und müde.

Was war noch Worms, wenn der Mauerkratz es nicht mehr schirmte? Seidenbender hatte die Briefe beendet, sie mit Aufschrift und schwerem Wachsfiegel versehen, in den der Schlüssel, das Wappen der Stadt, tief eingedrückt war. Morgen mit dem Frühesten sollten Kuriere diese Bittschriften zu den französischen Nachtharn bringen. Ob sie nützen und helfen würden? Wieder stützte Seidenbender den Kopf in die Hand.

Zischend fladerte die Flamme seiner Schreibtischkerze hoch. Ein Luftzug hatte sie gestreift.

Die Tür hinter ihm hatte sich leise geöffnet.

Frau Elisabeth war eingetreten. Er stand in Ehrerbietung auf und bot ihr seinen Stuhl. Sie sank mit einem Seufzer darauf nieder und sah dann mit gerunzelter Stirn zu ihm auf, der da so wichtig vor ihr am Eischentisch lehnte.

„Du vergißt wieder die Essenszeit und alles, Johann Friedrich, über Dein stetes Arbeiten,“ sagte sie streng und streifte mit ungutem Blick die schweren Schriftstücke auf dem Tisch.

„Ja, mit allem belasten sie Dich, immer nur Dich, Johann Friedrich. Und Deine Frau vergißt Du darüber.“

„Gerade weil ich an Dich und die Kinder denke, Elisabeth, arbeite ich für unser armes Worms. Denn was wollt Ihr machen, wenn man Euch die Heimat nimmt?“

Sie krauste die Lippen ein wenig, wie im Spott.

„Ihr Männer braucht immer so gewichtige Worte für alles. Die Franzosen warten ja nur auf den Frühling, dann ziehen sie wieder ab.“

„Haben sie Dir das gesagt? Dann bist Du glücklich, wenn Du es glaubst.“

„So bist Du nun immer und immer, Johann Friedrich! Nie willst Du einen verstehen, und man hat noch den Spott obendrein!“ Da wurde er ernst, — bitter ernst. Hart vor sie hin trat er, legte ihr beide Hände auf die Schultern.

„Ich will Dich schon verstehen, Elisabeth, — aber Du mußt es mit mir ebenso tun. Sieh, Du weißt ja garnicht, in welcher Not wir stehen, Elisabeth. In welcher unsäglichen Not und Gefahr. Und daß wir Männer ja nichts anderes denken und arbeiten jetzt, als diese Gefahr abzuwenden von Euch. Von Euch Frauen und Kindern. Sieh, und wenn ich dann so abgearbeitet und müde nach Hause komme, dann hungert mich nach einem guten Wort. Nach einer lieben, weichen Frauenhand und einem frohen, herzlichen Blick. Aber Du hast nichts von dem allen, Elisabeth. Nie. O, wenn Du ahntest, was ich oft für Sehnsucht danach habe! Es ist wohl, weil man jetzt so zermüht und zerarbeitet ist. Daß man seinen Kopf lehnen möchte gegen eine Brust. Daß man seine Sorgen ausschütten möchte in ein ander Herz!“

(Fortsetzung folgt.)

Seltzame Musikanten.

Blauderei von Heinz Welten.

Ungerecht sind die Menschen. Sie freuen sich im Frühling der wiedererwachenden Natur; sie singen, daß der Mai gekommen sei und daß die Bäume ausschlagen, und sie preisen als das schönste Geschenk des Frühlings das vielschichtige Konzert der gesiederten Sänger, jenen fröhlichen Chor, „der in den Ästen sich wiegt“.

Doch niemand gedenkt jener anderen Musikanten in der großen Kapelle der Natur, jener, denen die Altmutter keine langgestundige Kehrle geschenkt hat, und kein Dichter greift zur Leier, um ihre Musik zu preisen. Gewiß! Die Musik ist nicht immer schön, wie die der Singvögel, die im Naturkonzert die erste Stelle einnehmen, weil sie in der Kehrle — genauer ausgedrückt: in jedem Teil der Luftröhre hinter dem Brustbein, der aus umgeformten Knorpelstücken und feinen ausgepannten Häuten und Bändern besteht — ein so köstliches Musikinstrument besitzen.

Aber ganz stumm sind diese Musikanten auch nicht. Und wenn ihre Musik auch unseren Ohren nicht immer angenehm klingt, da wir durch das Lied der Lerche, der Nachtigall oder zumindest durch das Trillern des Kanarienvogels verwöhnt worden sind — denn wer von uns hat nicht schon eine Lerche, eine Nachtigall gehört? —, so können die kleinen Musikanten sich doch darauf berufen, daß ihrem Publikum ihre Musik gefällt.

Das ist aber das Wichtigste, obgleich wir kurzichtigen Menschen es immer wieder vergessen: Kein Tier singt sein Lied dem Menschen zuliebe. Es produziert sich als Virtuose — als Sänger, als Tänzer — nur für seine Artgenossen. Das Vogelmännchen singt sein Hochzeitslied, um sein Weibchen zu locken; zuweilen singt es, nach geschlossener Ehe noch während der Brutzeit, um sich die Zeit zu vertreiben. Nach der Brutzeit aber verstummen die meisten Vögel; nur wenigen ist die Freude an ihrem Gesang so ins Blut übergegangen, daß sie — außer der Mauser natürlich — sich während des ganzen Jahres hören lassen.

Der große Rohrdommel, ein stattlicher Watvogel aus der Familie der Reiher, mag hier als erster genannt werden. Seine wunderliche Liebesmusik ist schon seit uralten Zeiten bekannt. Manche Sage von den Geistern der im See Ertrunkenen, die nachts klagend aus dem Wasser aufsteigen, verdankt ihren Ursprung dem Liebeslied des Rohrdommels, der keine Singkehle besitzt, sondern auf eine ganz wunderliche Art seine Musik macht. Er steht während des „Gesanges“ am Rande des Baches oder Weibers, zumeist auf einem freien Platz, damit die Geliebte ihn auch sehen und gebührend bewundern kann und sieht mit dem Schnabel Wasser weit in den Hals hinauf. Dann wirft er den Kopf zurück und sprudelt langsam das Wasser wieder aus, wobei, wie in einer Wasserorgel, die seltsamen tiefen, brummenden Töne entstehen. Er gurgelt gleichsam seine Musik.

Auch der Specht muß den seltsamen Musikanten zugeählt werden, die ein besonderes Musikinstrument benützen. Der Specht, der Zimmermann im Vogelreich, besitzt eine Singkehle. Aber er begnügt sich nicht mit ihr. Er spielt außerdem noch auf einem Kolophon, auf einer Art Holztrummel, die er sich sehr geschickt dadurch herstellt, daß er mit dem harten Schnabel schnell auf einen dünnen Zweig

hämmer, so daß dieser in eine zitternde Bewegung gerät. Durch die Berührung des zitternden Zweiges mit dem Vogelschnabel entsteht dann ein schnurrender, knarrender Ton, der weithin vernehmbar ist. Natürlich geben verschiedene Zweige je nach ihrer Länge, ihrer Stärke, nach der Art ihres Holzes verschiedene Töne. Der Specht probiert lange, bis er ein ihm zusagendes Instrument gefunden hat. Doch dann bleibt er ihm treu; stundenlang hämmert er und ergötzt sich an seiner Musik und lehrt, wenn er fortfliegt, um Futter zu suchen, stets zum nämlichen Zweige zurück.

Doch nicht nur Vögel spielen im Naturorchester mit. Wer einen Sommer in Holland verlebt hat, das mit seinen vielen Kanälen und sonstigen Wassern ein wahres Froschparadies ist, hat oft Gelegenheit gehabt, die Froschmusik in allen Tonarten zu studieren.

„Drekketelele-loar-loar“ tönt es tausendstimmig durch die Nacht; zuweilen klingt das dünne „Härl-härl“ eines Laubfrosches dazwischen oder das melodische Glöckchen einer Teichunte.

Doch auch der lauteste Wassertrosch in Holland, der beste Vorsänger bleibt ein armseliger Stümper gegenüber seinem amerikanischen Vetter, dem Ochsenfrosch, dessen Stimme so gewaltig ist, daß man das Gebrüll eines einzigen Ochsenfrosches kilometerweit hören kann. Leider ist der Ochsenfrosch kein aefelliges Tier. Er lebt als Einsiedler und singt als Solist. Sonst würde man zuweilen ein Naturkonzert von tausend Ochsenfroschen hören können, eine musikalische Leistung von solchen Ausmaßen, daß vor ihr auch die so sehr für alles Gigantische schwärmenden Vankees entsetzt fliehen würden.

Auch Heuschrecken, Grillen und Zikaden suchen durch die Macht der Musik die Liebe ihrer Weibchen zu erringen. Die Heuschrecken sind vortreffliche Geiger; sie geigen mit einer auf der Innenseite der hinteren Schenkel befindlichen Zahnleiste, die sie als Geigenbogen benutzen, am Rande der Flügeldecken hin und her. Die Grillen reiben die mit Feilen und Leisten versehenen Spitzen ihrer Flügeldecken aneinander und vollführen so eine ähnliche Musik. Die Zikaden aber benutzen als Musikinstrumente zwei paukenartige Höhlen am Leib — an jeder Seite des ersten Hinterleibsringes je eine —, die von einer halbmondförmigen Haut verschlossen werden und in ihrem Innern eine zarte Trommelhaut bergen. Diese Haut kann von einem starken Muskel bewegt werden, so daß sie sich bald trichterartig zusammenzieht, bald nach außen vorspringt. Wenn diese beiden Bewegungen in schneller Folge abwechseln, entsteht durch sie, da die Trommelhaut ganz trocken ist, ein schrilles Geräusch, das weithin vernehmbar ist, zumal die Höhlen als Resonanzboden wirken. Auch sie können sich so als Virtuosen produzieren.

Schon die alten Griechen kannten und liebten das Zirpen der Zikaden. Mit guter Naturkenntnis — doch mit wenig Galanterie — dichtete Aristophanes:

„Glücklich leben die Zikaden,
denn sie haben stumme Weiber.“

Der Goldene Stuhl von Aschanti.

Geheimnisse eines vergrabenen Schatzes.

Von Franz Sardon.

Dreißig menschliche Gerippe, die nach der tropischen Sonne hinaufgerissen, sind der einzige Schlüssel zu einem der größten Schätze der Welt. Jemandem im dichten Walde in der Nähe von Kumasi, der Hauptstadt Aschantis, ist Gold vergraben. Und mitten unter diesem Golde befindet sich auch der Goldene Stuhl, von dem aus stolze Könige, deren Wort über Leben und Tod entschied, die Westküste Afrikas mit eiserner Hand beherrschten.

Von 1821 bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts war das Königreich Aschanti der Schauplatz vieler Kriege. In vielen Schlachten hat eine Handvoll englischer Soldaten Horden von Eingeborenen besiegt. Das Ende kam im Jahre 1896 mit dem „Unblutigen Krieg“. Von seinem Goldenen Thron herab regierte König Prempeh unter englischem Protektorat über eine Viertelmillion Eingeborene; aber dauernd brach er den Vertrag, den er unterzeichnet hatte. Unter Sir Francis Scott ging eine Strafexpedition nach der Hauptstadt ab. Kampfslos, ohne daß ein Schuß fiel, nahmen die Engländer die Stadt ein. König Prempeh wurde gefangen genommen und verbannt. Mit ihm verschwanden der Goldene Stuhl und der Schatz.

König Prempeh sprach kein Wort in seiner Verbannung in Elmina und auf den Seychellen. Man nimmt an, daß der Schatz von jemanden vergraben worden ist und daß die Skelette die Reste der Arbeiter sind, die den Schatz verstecken mußten. Derjenige, der diesen Männern befohl, glaubte an das alte Sprichwort „Tote haben keine Zungen“ und verrichtete seine Aufgabe

gut. Fünfunddreißig Jahre sind vergangen, ohne daß etwas ans Licht gekommen ist.

Vor kurzem landete in Afrika ohne viel Ankündigung ein König, dessen Wort früher Gesetz war. Er thronte auf dem Goldenen Stuhl von Aschanti, der so schwer war, daß dreißig Männer ihn kaum heben konnten. Der König ist kein anderer als der aus der Verbannung zurückgekehrte Prempeh. Erinnert er sich wohl noch, wo der Schatz versteckt ist? Jeder Abenteurer in Afrika berauscht sich an dem Gedanken einer Goldjagd, die so hoch belohnt würde, wie man es sich kaum vorstellen kann. Die kleinste Bewegung des Königs wird eifrig bewacht. Sollte er für einen Tag verschwinden, würden Hunderte auf seiner Spur sein.

Niemand weiß etwas von der Entstehung des Goldenen Stuhles. Er war wahrscheinlich schon vorhanden, als die englischen, französischen und portugiesischen Kaufleute anfangen, vorsichtig in das Fieberland einzudringen. Eine alte Urkunde berichtet, daß im Jahre 1700 der Stuhl dem damals über Aschanti regierenden König von einem anderen Herrscher geraubt werden sollte.

Später fing ein anderer Potentat damit Krieg an, daß er die schönste Frau des Königs von Aschanti entführte. Doch sein Zweck war, in den Besitz des Goldenen Stuhles zu kommen. Der König von Aschanti blieb Sieger, und später meldet die Geschichte von keinem Kriege mehr, der um den Schatz der Herrscher von Aschanti entbrannt wäre.

Das kostbarste Stück des Schatzes war der Goldene Stuhl. Jeder König ließ durch Hinzufügen von neuem Gold seinen Wert vergrößern. Unter dem englischen Protektorat regierten die Könige von Aschanti von ihrem Goldenen Stuhl weiter. Kein weißer Mann durfte ihn berühren. Kurz nach dem Krieg im Jahre 1896 sah ein Weißer den König auf dem kostbaren Thron in Kumasi sitzen. Einige Tage später betraten die englischen Truppen die Stadt. Doch der Stuhl war verschwunden. Das Gold ist so gut versteckt worden, daß ein Suchen von fünfunddreißig Jahren nichts genützt hat.

In Aschanti entstand dann eine Legende über den Goldgott, und viele Menschen haben auf der Jagd nach dem Schatz das Leben einbüßen müssen. Man erzählt, daß ein einziger Weißer ihn gesehen hat, doch obwohl er dem Schatz so nahe war, konnte er später den Weg dahin nie wieder finden.

Ein Eingeborenenführer begleitete diesen Engländer an dem vielgewundenen Laufe eines dunklen Flusses vorbei ins Herz des Landes und erzählte ihm die wunderliche Geschichte, wie jener Gott das Gold mit Totenknochen vergraben hätte. Der Fremde verstand den Sinn der Erzählung, da er sich an die dreißig Skelette erinnerte, die Prempeh zurückgelassen hatte.

Im Binnenland hörte er noch eine andere Geschichte, die von dreißig Leuten, die in einer Mine einen Riesentumpfen Goldes fanden. Doch der Goldgott war ärgerlich und vergrub sie in dem Schacht. Wahrscheinlich gab die Erde unter der ungewohnten Last nach. Der Klumpen Goldes ist also noch immer da, umgeben von dreißig Gerippen, als ein reicher Lohn für den Glücksjäger.

Im Boden einer Hütte, die einem alten Mediziner gehörte, fand der Engländer eine Falltür. „Was ist da unten?“ fragte er und erhielt die Antwort, daß dort der Goldgott hause. Der Weiße stieg hinab und befand sich in einer großen Kammer. Dann schlug die Tür zu, und er erzitterte vor Furcht. Gestalten erschienen. Er riß seinen Revolver heraus. Doch eine Stimme befahl ihm, die Waffe aus der Hand zu tun, wenn ihm sein Leben lieb wäre.

Und dann sah er den Goldgott, einen Eingeborenen, der von Kopf bis zu Fuß in Gold eingekleidet war.

„Warum suchst du das Gold?“ fragte der „Gott“, „das Gold von Aschanti gehört den Schwarzen. Weiße sterben, wenn sie es suchen, und doch kommen sie immer wieder. Geh! jetzt und beachte die Warnung, nur deine Jugend rettet dich vor dem Tode.“

Ein Luch verhielt plötzlich das Gesicht des Engländers, er wurde weit weggeschleppt. Als er zu sich kam, war er allein und konnte nicht sagen, wie er nach dem Ort zurückfinden sollte. Keiner der Eingeborenen wollte ihn hinführen, denn sie alle haben große Angst vor den Medizinerinnen.

Ob König Prempeh nach Aschanti zurückkehren wird, um den Schatz zu heben, das wird die Zukunft zeigen. Das Gold von Afrika wird vom Eingeborenen nicht darum geschätzt, weil man es in Geld verwandeln kann, sondern weil es den Wohlstand seines Landes vorstellt. Bildung und Zivilisation werden vielleicht die Eingeborenen dazu bringen, ihr Geheimnis preiszugeben, doch heute ist ihre abergläubische Furcht vor dem Goldgott noch stärker als ihre Liebe zum Reichtum. Unergründliche Weiße, die über die Medizinerinnen lachen, hören wahrscheinlich nicht auf, den Gefahren und dem Fieber der Tropenwälder zu trotzen, um das Gold zu finden. Hunderte von Menschen haben ihr Leben bei der Goldgräberei eingebüßt, noch mehr das ihrige aufs Spiel gesetzt, um das Versteck des Goldenen Stuhles zu finden.

* Josef Martin Bauer: „Achtliedel“, Roman. Geleitwort von Oskar Loerke. (Verlag Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H., Berlin.) Das mit dem Jugendpreis Deutscher Erzähler 1930 ausgezeichnete Buch ist ein deutscher Siedlungsroman. Es ist ein schweres, dem Frontdienst und der Arbeit gewidmetes Werk, aus eigenem harten Erleben geboren. Der Verfasser Josef Martin Bauer ist ein Schriftsteller der jungen Generation und stammt aus Oberbayern. Er schildert mit unbeirrbarer Zähigkeit und mit der ganzen rauen Wahrheitsliebe des Bauern alle Härten und Freuden von Männern, die sich inmitten spröder Moorlandschaft anbauen wollen. Acht Arbeitskameraden, hebräste, verwegene Siedler, machen sich auf in moorige Dünis, wandern in die winterlich durchstürzte Einsöde hinaus, in den dumpfigen „Raum ohne Volk“, in das frostharte Totenland, „wo sich eben“ — wie der Dichter sich ausdrückt — „das Buch der Genesis langsam umblättert auf die zweite, dritte Seite.“ Sie sind allesamt ein wenig sonderbare Gesellen, aber auf eine merkwürdig wahrheitsliebende, mutwillige und gewinnende Weise. Sie schuften, darben und stromern, machen den Boden urbar und die leere Wildnis fruchtbar. Etwas zugleich Verwundenes und Erregendes strömt aus den Ereignissen dieses starken Romans heraus: das mutige Angreifen der Arbeit, das Einleben, das Erwachen des wellerwachten Landes, das Begreifen der Anwesenheit der ersten Frau und ihre Einordnung unter den Schicksalsgefährten, deren Auseinandersetzen und Wiederbegegnen. Oskar Loerke, der dem Preisgericht angehörte, gab diesem Roman ein Geleitwort mit auf den Weg, in welchem er sich zur vollen ersten Wirklichkeit dieses bedeutsamen Werkes bekennt und die Eindringlichkeit, derbe Gescheitheit und Sachlichkeit des Autors als den schönsten Ruhm dieses Buches bezeichnet.

* R. G. Batatin: „Petersburg am Willenbergsplatz“, Roman. (Verlag der Neverschen Hofbuchhandlung, Detmold.) Dieser Roman behandelt das Leben der russischen Emigranten in Berlin, die inmitten der Millionenstadt ein Sonderdasein führen, das der großen Öffentlichkeit nahezu unbekannt ist. Aber nicht nur die überaus realistische Wiedergabe des Berliner Emigrantenmilieus ist interessant, sondern auch die äußerst spannende Schilderung einer antihöfischgewaltigen Organisation, deren Abwehrkampf gegen den Feind es mit den besten Spionage- und Abenteuerromanen aufnehmen kann. Der Verfasser hat es sehr geschickt verstanden, nicht das ideale Bild einer Geheimorganisation zu zeichnen, die der leitenden Idee wegen völlig reibungslos funktioniert, sondern bei ihm handeln lebendige Menschen mit allen ihren Fehlern und Vorteilen. Der prägnante und knappe Stil unterstreicht die psychologischen Vorgänge des Buches und gibt die sich abrollende Handlung mit großer Intensität wieder.

* Max Wild: „In geheimem Auftrage an der Ostfront“, Aufzeichnungen eines deutschen Nachrichtenoffiziers. (Verlag Ullstein, Berlin.) Der Oberleutnant Max Wild wurde als Sohn eines Försters geboren; seine Abenteuerlust trieb ihn nach Polen, Rußland und Afrika. Dank seiner Kenntnisse in den östlichen Sprachen, seiner glänzenden Eigenschaften als Automobilist, als Jäger und Reiter, kam er im Kriege ins Hauptquartier Ost, nahm bald eine ungewöhnliche Vertrauensstelle ein und erhielt schwierige Aufgaben zur Lösung. — So kommt es, daß Wild in das unheimliche Gewirr der Spionage und Gegen-spionage, die düstere Tragik des Kriegsverrats, die furchtbaren Gefahren der Sabotage im Rücken der kämpfenden Armeen Einblick gewinnt und den Schleier des Geheimnisses von diesen Vorgängen ziehen kann. Einem Zufall verbannt er nach seiner Gefangennahme die Erhaltung seines Lebens, seinem Glück das Gelingen einer abenteuerlichen Flucht durch die Weite des russischen Reiches und seine Rückkehr nach Deutschland.

* R. Prescher: „Geschichten um Bübchen“. (Verlag Dr. Seltz-Engler AG., Berlin SW. 68.) Kein Buch für Kinder, aber dafür darf man behaupten, daß es dem Erwachsenen die sonnigste Zeit der Kindheit zum Geschenk macht. Mit vergnügtem Schmunkeln nistet sich selbst ein Hypochonder in die längst entwöhnte Kindesseele ein, um oft in lautes Lachen auszubrechen. Die forantriebige Kunst Rudolf Preschers widmet seiner großen Lesergemeinde auch

in dieser dunklen Zeit ein Buch von herzerquickender Fröhlichkeit.

* Arno Schirafauer: „Die einen weinen, die andern wandern“. (Ullstein-Verlag, Berlin.) Schirafauer schildert mit besonderem Geschick wieder ein neues Problem unserer Tage: den Typus des älteren, erfolgreichen, erfahrenen Mannes im Gegensatz zu einer strengeren, durch eigene Gelecke gebundenen Generation. Die rastlos schweifende, stets neu sich entzündende Liebe steht gegen die, die nur einmal in aller Leidenschaft entbrennt. Eine Reihe vorzüglich gezeichneter, anziehender Gestalten des modernen Berlin sind die Träger dieses fesselnden Romans.

* Mario Carli: „Der Faschist“ (L'Italiano di Mussolini), Roman. (Schliefen-Verlag, Berlin W. 35.) Mario Carli in Italien preisgekrönter Roman darf als ein Tendenzbuch bezeichnet werden. Krieg und faschistische Revolution, Politik und Geschäft, Parlamentsintrigen und Liebeslabirinth, Salons und Bauernhöfen, umwälzende technische Erfindungen und wirtschaftliche Interessentkämpfe, das alte und das junge Italien, — ein breites Gemälde, im Hintergrund die Gestalt des Duce. Besser als jede Abhandlung klärt Carli's Roman über das faschistische Italien auf. Der italienische Mensch Mussolinis, wie ihn der Titel zu zeichnen verspricht, steht am Ende des Buches lebendig vor uns mit all seinen Schwächen, die unbewußt hineingezeichnet sind, aber auch mit der erstaunlichen Jugendlichkeit, dem Mut zum Abenteuer und dem Bekenntnis zu tätigen Leben.

* E. E. van Dine: „Der Fall der Margaret O'Neil“. (Ullstein-Verlag, Berlin.) van Dine, einer der besten Kriminalromanisten Amerikas, arbeitet nicht mit abgedroschenen Mitteln. Das Buch bringt keine Sensationen und mystischen Geheimnisse, aber Aufregung genug und ein stabiles Netz, geschmiedet aus Logik und realistischer Berechnungskunst.

* Armin O. Huber: „Auf wilden Pfaden im Neuen Kanada“. (Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart.) Der Verfasser schildert in spannend, lebendig und anschaulich gegebenen Bildern seine Erlebnisse unter Jägern, Trappern und allerlei Hinterwäldlern des kanadischen Westens und Nordwestens. Als 19jährigen Burschen, unerfahren, naiv, schwelgend im Verlangen nach Abenteuern und Erleben sehen wir den Verfasser als jungen Menschen nach dem kanadischen Westen ausschießen und finden ihn bald inmitten der wunderlichsten Gestalten des fernen Kanada. In bewegten Bildern wandert das abenteuerliche Leben an uns vorbei. Hundetreiber, Indianer, mehr und minder sonderbare Charaktere stellen sich vor. Der junge Mensch unter ihnen reift allmählich zum Manne heran. Schließlich wagt er sich auf einem abenteuerlichen Marsch zu Fuß in völlig unbekannte, fast noch nie von einem Weißen Fuß betretene Wildnis. Abenteuer reißt sich an Abenteuer. Bärenjagd, Buschfeuer, wilde Pferde. Später wird er Wegarbeiter, bekommt nach einer Kauferei den Laufpaß und schließlich zwei Jagdabenden an. Wir begleiten das seltsame Trio auf abenteuerlicher, an humorvollen Szenen reicher Schwarzfahrt nach Vancouver an der Westküste Kanadas. Bis zur letzten Seite weiß der Verfasser zu fesseln.

* „Erziehungskunde auf Erlebnisgrundlage“. Für Mütter und Erzieherinnen in Familie und Anstalt. Von Oberstudiendirektor Dr. J. Prüfer. (Verlag E. G. Teubner, Leipzig.) An zahlreichen erlebten Beispielen, die anschaulich erzählt werden, zeigt der Verfasser, wie erfahrene, praktische Erzieher in bestimmten Fällen gehandelt haben (z. B. bei Lüge, Eigensinn, Trotz, Naschen, Unordnung usw.). Es ist erstaunlich, was in dem Büchlein alles an Erziehungsmahnahmen geboten wird, Erziehungsmahnahmen, oft überraschend einfach und stets von seelischer Art. Alle landläufigen „Erziehungsmittel“ werden einzeln behandelt: Befehl, Drohung, Aussprache mit dem Kinde, Tadel, natürliche Strafen, künstliche Strafen, Lob, Belohnung, Vorbild, Gewöhnung usw.

* „Vorbeugung und Heilung von Augenleiden“. Von Geh. Med. Rat Dr. Graf Wiser. (Bruno Willems Verlag in Hannover.) Der Verfasser schildert hier in verständlicher Weise, wie Augenleiden vorbeugt und wie bei schon vorhandenen eine Besserung und Heilung erzielt werden kann. Auch über das sehr so umstrittene Thema „Sehen ohne Brille“ äußert Graf Wiser seine Ansicht.